Dr. August Königs

Hamburger

Tropfen

— Gegen —

Unregelmäßigkeiten

— der —

Leber. Leber.

Leber.

Leber. Leber.

Hast Du Kopfschmerzen?

Leidest Du an Unverdaulichkeit?

Hast Du unreines Blut?

— Gebrauche —

Dr. August König's

Hamburger Tropfen.

Ein bewährtes Heilmittel.

— Gegen —

Kopfschmerzen

von sicherer Wirkung.

— Gegen —

Unverdaulichkeit

unübertroffen.

— Gegen —

Magenleiden

von Tausenden empfohlen.

— Gegen —

Blutkrankheiten

von Aerzten verordnet.

Die Flasche Hamburger Tropfen kostet 50 Cts. oder fünf Flaschen zwei Dollars, sind in allen deutschen Apotheken zu haben, oder werden bei Bestellungen im Betrage von $5.00, nach Empfang des Geldes, frei nach allen Theilen der Vereinigten Staaten versandt.

Man adressire:

A. Vogeler & Co.,

Baltimore, Md.

Ein bekanntes, vorzügliches Mittel gegen

Rheumatismus,

Reißen im Gesicht,
Glieder-Reißen, Frostbeule,
Gicht, Hexenschuß,
Kreuzweh, Hüftenleiden.

Brandwunden,

Verstauchungen, Steifen Hals,
Quetschungen, Brühungen,
frische Wunden und Schnittwunden,

Zahnschmerzen,

geschwollene Brüste, Kopfweh,
Rückenschmerzen,
Aufgesprungene Hände,
Gelenkschmerzen,
Ohrenweh,

und alle Schmerzen, welche ein äußerliches Mittel benöthigen.

Eine Flasche St. Jakobs Oel kostet 50 Cts., (fünf Flaschen für $2.00, ist in jeder Apotheke zu haben oder wird bei Bestellung von nicht weniger als $5.00 frei nach allen Theilen der Ver. Staaten versandt.

Man adressire:

A. Vogeler & Co.,

Baltimore, Md.

Alleinige Niederlage für Amerika.

Die Ungeheuer des Seekrieges.

Unter den merkwürdig großen Fortschritten, welche seit etwa zwanzig Jahren auf dem Gebiete der Technik zu verzeichnen sind, nehmen die im Seewesen und in der Artillerie gemachten einen hohen Rang ein. Vor genannter Zeit waren die 30pfündigen Kanonen, welche nach dem System Paiphans mit einer kegelförmigen Kammer versehen waren, die stattlichsten Geschütze, die aus den Stückpforten der Kriegsschiffe hervorlugten. Im Jahre 1859, als die Franzosen Venedig zur See blokirten, war ich in der Bucht von Spignon zugegen, welche man durch eine auf Holzblöcken schwimmend erhaltene Ankerkette und versenkte Schiffe, gesperrt hatte, denn sie zog sich quer über die Oeffnung des Lido vom Fort Alberoni bis zum Fort S. Pietro, und vor ihr waren Torpedos und spanische Reiter versenkt. Die Franzosen lagen mit ihren Schiffen, darunter die nach damaligen Begriffen mächtige Schrauben-Fregatte „Imperleuse", draußen auf dem Meere deutlich sichtbar, aber sowohl ihre Geschütze wie die unserigen waren nicht im Stande, aus der nach heutigem Maß geringen Entfernung Schaden anzurichten. Im Allgemeinen ward die Ruhe der blokirenden Schiffe draußen und die unserer Flotte in der Bucht von Spignon denn auch nicht gestört. Nur manchmal, wenn die Nacht recht dunkel war, hörte man von der See den dumpfen Schlag von Rudern, deren Schaft man größerer Geräuschlosigkeit halber mit Wollenzeug umwickelt hatte. Es war eine französische Schaluppe, welche behutsam nahte, um in der Hafeneinfahrt die Barrikade zu untersuchen, die elektrischen Leitungsdrähte der Torpedos heraufzufischen und andere Dinge zu vollbringen, deren Ausführung nur in nächtlicher Dunkelheit möglich war. Doch in den Batterien der Forts konnte den Wachtposten der verdächtige Ruderschlag nicht entgehen; plötzlich hörte man Trompetensignale durch die Nacht, und dann erhellte von dem sonst finsteren Leuchtthurm aus ein Strahl elektrischen Feuers die Einfahrt und das listige Boot. Alsdann ging aus einem der Küstengeschütze ein hallender Schuß los, dann noch einer und noch einer, bis die Schaluppe, dem Bereich des elektrischen Strahles entronnen, in der Dunkelheit verschwand. Schließlich war Alles wieder ruhig, und man hörte von den Schiffen nur von Zeit zu Zeit das Anschlagen der Glocken und den langgezogenen Ruf der Wachposten „Alles wohl!" der sich jede halbe Stunde wiederholt.

Bisweilen sah man auch am hellen Tage ein Bragozzo, das unter dem Lido entlang segelte, plötzlich seine Richtung nach den französischen Schiffen hinaus nehmen. Diesen wollte es frisches Gemüse vom Lido und frische Nachrichten vom Kriege, auch Bericht über die österreichischen Maßregeln zur Vertheidigung Venedigs bringen; das wußte man in den Batterien. Da wurden denn wieder die Kanonen gerichtet und die dreißigpfündigen Kugeln flogen dem Verräther nach auf die See hinaus; doch entkam er zumeist, Einmal, als die See recht glatt und das Wetter schön war, gelüstete es einen See-Offizier bei Chioggia in einer Gondel hinauszufahren, um die Franzosen etwas mehr in der Nähe zu betrachten. Doch hatte er vor seinem Ausflug die Artilleristen unserer Strandbatterien nicht vorher in Kenntniß gesetzt und war kaum eine Strecke draußen, als vom Lande ein Schuß fiel und die Kugel wenige Fuß über die Köpfe seiner Gondolieri dahinsauste und durch ihren Luftdruck diese fast über Bord warf. Zu ernsteren Affairen kam es in der Bucht von Spignon nicht; die Geschütze hatten nicht viel zu thun, aber man hatte doch Gelegenheit gefunden, ihre verhältnißmäßig geringe Tragweite zu erproben, und fürchtete daher mit Recht die mit drei Zoll dicken Eisenplatten gepanzerten schwimmenden Batterien, welche schließlich mit dem Gros der französischen Flotte vor Venedig erschienen, doch nicht zur Aktion kamen, da der Friede von Villafranca der Sache ein Ende machte.

Sieben Jahre später in der Seeschlacht bei Lissa waren die einander bekämpfenden Kriegsschiffe schon viel wirksamer bewaffnet; die österreichischen hatten neben den alten Dreißigpfündern 60- und 48-pfündige Kanonen, die italienischen fast durchgehends Armstrong- und Cavalli-Geschütze, im Uebrigen französische gezogene Kanonen. Die für die beiden Panzerfregatten „Ferdinand Max" und „Habsburg" bestimmten und bereits vollendeten Krupp'schen Hinterlader konnten nicht mitwirken, weil Preußen deren Ausfuhr verbot. Aber was waren auch alle diese Geschütze im Vergleich mit den gegenwärtigen Ungeheuern der Artillerie, die aus dem Kampfe mit den immer stärker werdenden Eisenpanzern der Kriegsschiffe hervorgegangen sind! In der ersten Hälfte der Sechziger Jahre begannen Nordamerikaner und Engländer einander in Größe, Tragweite und Durchschlagskraft der Geschosse zu überbieten, und Krupp in Essen folgte ihnen bald darin. Im Arsenal von Woolwich wurden nach Fraser's System Geschütze aus starkem Reifeisen angefertigt, welche 600-pfündige Projektile warfen; Rodman in Amerika goß Geschützrohre über einen hohlen, durch Luftströmung kühl erhaltenen Kern; seine Kanone war sehr groß, sein Projektil wog tausend Pfund. Doch blieben sie und die andere in der Schußweite im Vergleich mit den Produkten der Gegenwart noch weit zurück. Der Leser würde mir übrigens nicht folgen, wenn ich ihm die ganze artilleristische Stufenleiter bis zum heutigen Tag, wo die Macht weittragender Maringeschütze in wenigen Stunden die Befestigungen einer großen Stadt in Trümmer gelegt haben, hinanführte, und wo wäre hier der Raum, wenn ich erzählen wollte, was die Armstrong, Whitworth, Parrot, Krupp, Blakely, Palliser, Parson, Broadwell, Ericsson, Fraser und Rodman Alles gethan und durchgemacht haben, bevor die Artillerie da angekommen ist, wo sie heute steht, nämlich bei einer Kanone, welche 100 Tonnen, das ist zweitausend Centner, wiegt, ein Geschoß von mehr als 2000 Pfund wirft, das mit einer Ladung von 550 Pfund abgefeuert wird, durch eine Stahlplatte von zwei Fuß und vier Zoll Dicke dringt, sie zertrümmernd, und das eine Flugweite von einer deutschen Meile besitzt. Es ist enorm. Solche Kanonen führt das italienische Panzerschiff „Duilio", das furchtbarste Schiff seiner Art in der Gegenwart.

An der Beschießung der Forts von Alexandrien haben zwar keine Hundert-Tonnen-Geschütze theilgenommen, wohl aber welche, die nicht viel geringer sind, nämlich die Achtzig-Tonnen-Geschütze des britischen Citadellschiffes „Inflexible". Diese sind 24 Fuß lang und werfen ein Geschoß von 1600 Pfund. Die Ladung der großen Kanonen besteht aus prismatischem Pulver; dieses hat Körner etwa von der Größe einer wälschen Nuß; die Körner sind ringsum facettirt nach Art der Diamanten. Das gewöhnliche feinkörnige Pulver kann man bei so großer Ladung nicht brauchen, denn ehe es in solcher Menge bis auf das letzte Körnchen verbrennt, ist das Projektil schon aus dem Lauf, bekommt also die ganze Kraft der Ladung nicht mit auf den Weg. Das großkörnige, prismatische Pulver liegt mit Zwischenräumen unter sich im Laderaum, etwa so wie Zuckerwürfel in einer Zuckerdose; durch diese Zwischenräume kann die Zündflamme frei streichen und bis zu dem letzten Korn gelangen. Ueberdies wird, sobald die Zündflamme im Laderaum die Luft erweitert, dem Geschoß eine vorläufige leichte Bewegung ertheilt, bis die volle Ladung wirkt und es mit der rasenden Geschwindigkeit von ungefähr 1800 Fuß in der Sekunde aus dem Rohre treibt.

Auf dem englischen Thurmschiff „Neptun", das anders gebaut ist als der „Inflexible", ging es beim Abfeuern eines Achtunddreißig-Tonnen-Geschützes schon wild genug her. Das Erste war, wie man vorausgesehen hatte, ein Hagel von Glasscherben; alle Fenster an Bord gingen in Trümmer. Die Lage gestaltete sich geradezu gefährlich, wenn nach der Abgabe des Schusses im Thurme die Luft aus den unteren Räumen mit Gewalt herausströmte, um das Vacuum zu füllen, das sich durch die Explosion der großen Pulverladung auf dem Oberdeck gebildet hatte. Der Deckel des Gangspills, einer schweren Winde, ward weggeschleudert und das Verdeck in der Nähe des Gangspills plötzlich dermaßen gehoben, daß die Deckstützen unterhalb aus ihren Fußlagern gerissen wurden. Ein Feld des Seekarten-Hauses ward abgedrückt, ein Kohlenluken-Deckel abgehoben und fortgeschleudert und der auf den Bootsklampen lagernde Cutter, ein großes Fahrzeug, der Länge des Kieles nach in zwei Theile gerissen, davon der äußere weit weg in die See flog. Sogar Nieten und Bolzen wurden durch die Erschütterung gelockert und abgebrochen. Ob nicht die Verwundungen, die vom britischen Geschwader vor Alexandrien gemeldet werden, zum Theil von der enormen Erschütterung der Luft beim Abfeuern der schweren Geschütze herrühren?

Wiederholt hat sich auch gezeigt, daß die großen englischen Geschütze, welche aus mehreren cylindrischen Theilen zusammengesetzt sind, dem Zerspringen so sehr zuneigen. Wenn es geschieht, ist es jedesmal ein Ding der heillosesten Gewaltthätigkeit. Beim Zerspringen eines Hundert-Tonnen-Geschützes auf dem italienischen Panzerschiffe „Duilio" ging es folgendermaßen zu: Dieses Ungethüm von einem Kriegsschiff unternahm in der Bucht von Spezia Schießversuche behufs Erprobung der hydraulischen Vorrichtungen für die Bewegung der Thürme und Geschütze, als bei Abgabe des letzten Schusses das Rohr der Länge nach barst und das Gas einer Ladung von 500 Pfund Pulver größtentheils den verhältnißmäßig engen Raum des Thurmes füllte. Das innere Stahlrohr wurde abgerissen und veranlaßte das Auseinandergehen des Rohres hinter den Schildzapfen, welche mit dem vorderen Theil des Rohres in der Laffette verblieben. Der abgetrennte hintere Rohrtheil ward mit solcher Gewalt gegen die Thurmwand geschleudert, daß die innere Stahlblech-Verkleidung, sowie die Zwischenwand von Holz vollkommen durchbrochen und zwei von den 22 Zoll dicken Panzerplatten des Thurmes dermaßen gelockert waren, daß sie gleich einem Paar Flügelthüren offen standen. Die neun Mann, welche sich zur Bedienung des Geschützes innerhalb des Thurmes befanden, wurden theils von dem Pulvergas verbrannt, theils erlitten sie durch Niederfallen schwere Verwundungen. Der am Thurm angerichtete Schaden betrug eine Million Lire.

Mit den schweren Thurmgeschützen hat es überhaupt eine üble Bewandtniß. Drei Uebelstände machen sich vor Allem bemerkbar. Bekanntlich wird das Geschütz durch mechanische Kraft geladen und in Bewegung gesetzt. Damit es das Projektil aufnehme, wird das Geschützrohr gesenkt und ein mächtiger Ladestock treibt dann die Ladung in den ungeheuren Schlund. Wenn der Schuß in diesem Augenblick losginge, dann wäre es mit dem Schiffe vorbei, weil der Ladestock zugleich mit dem Projektil abgehen und, sich in den Schiffsboden, gegen welchen die Mündung des Rohres gerichtet ist, einbohrend, eine allgemeine Verheerung anrichten würde. Zweitens füllt sich nach jedem Schuß das verhältnißmäßig enge Gelaß dermaßen mit Rauch, daß die Bedienungsmannschaft in Erstickungsgefahr geräth, so daß oft Alle davoneilen müssen, sobald das Geschütz abgefeuert ist. Drittens entsteht bei jedem Schusse innerhalb des Thurmes ein so mächtiger Luftdruck, daß die Bedienungsmannschaft sich nicht auf den Beinen halten kann und theils zu Boden, theils gegen die Thurmwände geschleudert wird. Nun denke man sich zu solcher Wirthschaft das Getümmel der Schlacht in der fürchterlichen Sommerhitze der ägyptischen Küste, den wallenden Pulverrauch, den Eifer und den Durst des Matrosen, und man wird zugeben, daß dieser es im Dienst der alten Paiphans, die zu ihrer Zeit doch als mächtige Geschütze galten, bei Weitem besser hatte, und daß man ihn um sein Leben an Bord der Panzerkolosse und seinen Verkehr mit den gigantischen Kanonen unserer Zeit wahrlich nicht beneiden darf. Doch es ist dafür gesorgt, daß weder die Thurmschiffe noch ihre Geschütze in den Himmel wachsen.

Jan van Zuylen.
(Aus der „Wiener Allg. Ztg.")

Ein Spaziergang durch Kairo.

Von Theodor Hermann Lange.

Constantinopel ist die größte, Damaskus die am meisten orientalische, aber Kairo die bei weitem interessanteste Metropole im ganzen Morgenlande. Als die erste Stadt Afrikas trug sie von jeher den Charakter einer Weltstadt. Wenn auch die politische Bedeutung, die Kairo einst als Sitz der Chalifen und als Stapelplatz des indo-europäischen Verkehrs besaß, längst geschwunden, so ist es in Folge seiner günstigen Lage doch noch immer der Schlüssel der Nilländer geblieben. Die Zeiten allerdings, in denen man sich in Kairo mitten aus dem europäischen Komfort heraus und hinein in den Strudel orientalischen Volkslebens stürzen konnte, ohne um seine persönliche Sicherheit besorgt zu sein, sind vorläufig dahin.

Die Christen-Massakres, welche in Alexandrien und Tanteh sich zugetragen, sind glücklicher Weise in Kairo augenblicklich nicht möglich, da sämmtliche europäische Colonien die ägyptische Hauptstadt verlassen haben. Aber noch stehen eine Anzahl von Europäern aufgeführte Gebäude, noch sind eine Reihe europäischer Institutionen vorhanden, an denen sich nur zu leicht muhamedanischer Fanatismus versuchen könnte. Wer durch die Straßen und über die Plätze von Masr*) schreitet, ist überrascht, nirgends Pflaster anzutreffen. Bisweilen ist man gezwungen, wenn gerade kein Esel oder Pferd vorhanden, bis sogar über die Knöchel im Sande zu waten. Weht nun gar der Chamsin durch die Straßen, so führt dieser gartige Wüstenwind bisweilen vollständig undurchsichtige Staubwolken mit sich. Aber nichtsdestoweniger besitzt Kairo ein Klima, das zu den besten der Welt gerechnet werden muß. Schnee und Frost sind hier unbekannte Faktoren und Tausende und aber Tausende von Kranken aus aller Herren Länder haben hier seit Jahren ihren kranken Körper wieder genesen lassen.

Wer Kairo in seinem eigentlichen Charakter studiren wollte, der mußte vor seine Thore gehen, sobald alljährlich die große Pilgerkarawane nach Mekka aufbrach, sobald unter Kanonendonner das Fest des „Nilschnittes" begann und sobald die Feier des „Tose" ihren Anfang nahm. Das waren Tage, an denen die ganze muhamedanische Bevölkerung der Stadt und Umgegend in lauter Lust aufjauchzte, an denen der Kultus des Islam in seinen leuchtendsten Farben dem Auge erschien. Wandelte man dann durch die engen Gassen der Bazare und Märkte, so hatten die Verkäufer und Händler das Beste ausgestellt, was sie an Gold und Silber, an Schmuckgegenständen und Waffen aufzuweisen hatten. Kein Leser, der nicht selber an Ort und Stelle war, macht sich auch nur eine annähernd richtige Vorstellung von dem Reichthum an Pretiosen, die hier zu schauen sind. Des Weibes Sinn verlangt allüberall nach dem Glänzenden, nirgends jedoch mehr als da, wo ihm die Freuden am knappsten bemessen sind — im Orient. Freiheit, Selbstständigkeit sind ihm versagt und der Aufenthalt im Harem, mag dieser bisweilen noch so kostbar ausgestattet sein, gleicht doch nur zu häufig dem Leben in einem goldenen Käfig. Da ist es denn wohl entschuldbar, wenn die Orientalin, je nachdem es der Stand ihres Gatten erlaubt, sich am Körper mit soviel als möglich goldenem, silbernem und auch diamantenem Schmuck behängt. Es ist dies der einzig richtige Ausdruck, denn überall, wo sich Ringe, Ketten, Arm- und Fußbänder anbringen lassen, erblickt man diese Kleinodien. Zunächst legt die Kairenerin bisweilen drei bis vier Ketten um den Hals. Diese Ketten sind mit kleinen Gold- und Silbermünzen reichlich versehen, je nachdem es die Mittel der Familie erlauben. Von den Ohren fast auf die Schulter herab fallen feingearbeitete Ohrgehänge, den Oberarm ebenso wie das Handgelenk schmücken massive Goldbänder und die Stirn des Weibes wie der Jungfrau trägt bei Familienfesten nicht selten einen breiten Goldstreifen, mit schimmernden Steinen reichlich besetzt. Um die Hüften aber schließt sich ein kostbarer Gürtel, um die Knöchel ebenfalls ein goldener oder silberner Reif und die Finger tragen fast sämmtlich kunstvoll gearbeitete Ringe. Hieran allein kann sich das Gemüth der Frau erlaben, denn kostbare Zimmereinrichtungen, Möbel u. s. w. sind im Hause eines Muhamedaners nicht anzutreffen. Die Gemächer sind mit Teppichen und Polstern ausgelegt und abgesehen von einigen Spiegeln bergen diese Räumlichkeiten gewöhnlich nichts weiter.

Der Europäer, der Kairo betritt, besucht gewöhnlich das Erste in der alten Chalifenstadt die Ezbekiye. Wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht steigt dieser Garten vor den Blicken des Reisenden empor. Von einer Seite zwar stoßen eine Anzahl europäischer Gebäude an diese Parkanlage, auf der andern aber schließt sich direkt ein Trümmerfeld an die Mauern der großartigen Schöpfung des vorigen Khedive. Es ist ein wunderbarer Garten, durch den unsere Füße schreiten, ein Garten, in dem ein ewiger Frühling herrscht. Die seltensten Bäume und Sträucher blühen und duften hier, Pflanzen und Gewächse aus allen Erdtheilen, von den Abhängen der Kordilleren, aus den Thälern des Himalaya und von den weiten Savannen des australischen Kontinents. Sobald die eine welkt und stirbt, sproßt neben ihr eine neue auf. Dazu ist die Anlage reich bewässert und inmitten des Ganzen ein umfangreicher Teich, auf dem sich Gelegenheit zu Gondelfahrten bot. Heute wird es wohl unter dem Eindruck der jüngsten Ereignisse auch hier stiller zugehen. Aber noch vor einem halben Jahre koncertirten in den schattigen Promenaden der Ezbekiye europäische und arabische Musikkapellen und in künstlich hergestellten Felsengrotten, über die sich schäumende Wasserbäche ergossen, bot sich stets ein kühler und erfrischender Aufenthalt dar.

Was Kairo seinen unverlöschlichen Stempel aufdrückt, das sind die imposanten Moscheen mit ihren breiten Kuppeln, ihren schlanken Minarets und ihren riesigen Portalen. Oben von der Cidadelle herab genießt man eine vollständige Rundsicht über das Häusermeer der etwa 350,000 Einwohner zählenden Stadt. Viele dieser Moscheen sind indessen in vollständigem Verfall begriffen, die Treppensteine zerstückelt, die Kuppeln durchlöchert und die Minarets dem Einsturz nahe. Aber von den Terrassen der Citadelle aus ist dies nicht wahrzunehmen. Da entrollt sich vor den Augen des Reisenden nur eins der großartigsten Landschaftsbilder, die ich je auf meinen Wanderungen durch vier Erdtheile gesehen. Wirklich zauberisch aber breitet sich diese Landschaft aus, sobald in der Nacht der Mond sein Licht über sie ergießt, sobald die Sterne am Firmamente funkeln. Der Himmel, der sich am Tage oder während der Nacht über nordafrikanische Gefilde spannt, ist ein anderer als hier zu Lande. Schon am Tage wölbt sich die Himmelskugel in strahlender Bläue, ohne Wolken, ohne Nebel; steigt aber erst die Nacht hernieder, dann steht Jupiter wie eine Sonne am Firmamente, wie ein glühendes Meteor in einem uns unbekannten Glanze.

Scharf aber zeichnen sich Wüste, Fruchtland, Stadt und Nil von einander ab. Das Auge schweift in scheinbar grenzenlose Fernen, durch Nichts aufgehalten, hinüber zu der lybischen Wüste, an deren Saum die Pyramiden von Gizeh Wacht halten, ernst und majestätisch, wie vor 5000 Jahren. Diese Colosse sah Abraham, als er nach Aegypten zog, unter ihnen fuhr Joseph auf Pharaos Wagen und das Auge der flüchtigen Maria mit dem Jesusknaben mag wohl oft ängstlich fragend zu ihren Spitzen emporgeblickt haben. Gegen Morgen, sobald der Sonnenball erscheint, vollzieht sich vor unsern Augen hier ein Schauspiel von tief ergreifender Majestät. Dann zieht die ganze Landschaft kaleidoskopartig vor unserem Auge vorüber. Der Kampf zwischen dem aufgehenden Tagesgestirn und der weichenden Nacht taucht Alles, Moscheen, Paläste, Brücken, Nil und Pyramiden in wechselnde, wunderbare Farben. Bald roth unter den Strahlen der aufsteigenden Sonne, bald bläulich und silbern unter dem Lichte des fliehenden Mondes liegt eine Landschaft zu unsern Füßen, in der, wie fast in keiner zweiten, jeder Stein seine eigene Geschichte hat.

Wir verlassen jetzt die Citadelle und durchwandern, wieder in die Stadt zurückkehrend, die Muski, die ungefähr für Cairo dieselbe Bedeutung besitzt, wie der Broadway für New York oder die Marketstreet für Philadelphia. Den abendländischen Begriffen einer schönen Straße entspricht die Muski freilich nicht im Geringsten: nicht sehr breit und nicht regelmäßig tracirt, ungepflastert wie alle Straßen Cairo's, meist feucht, weil alle flüssigen Abfälle einfach auf die Straße gegossen werden, der Tummelplatz zahlloser, häßlicher, gelbbrauner herrenloser Hunde—aber zugleich die Hauptverkehrsader des orientalischen Lebens. Alle möglichen morgenländischen Völker der verschiedensten Hautfarben, beturbante Männer und verschleierte Frauen, Fußgänger, Reiter zu Esel, Pferd und Kameel, Geschäftsleute, Bettler u. feierliche Prozessionen: Alles drängt und schiebt sich hier in buntem Wirrwarr durcheinander. Mit dem Brausen der Volksmenge mischen sich das Klirren der Geldstücke an den Bänken der Wechsler, das Klappern der messingenen Trinkschalen in den Händen der Wasserträger, die mit einem Schlauch von Ziegenfell oder einem Thongefäß auf dem Rücken die Stadt durchziehen und ihr Wasser anpreisen, das klägliche Jammern der Bettler und das Geschrei der mit allen möglichen Eßwaaren hausirender Händler, das Brüllen der Kameele und das Gebell der Hunde, der warnende Ruf der Eseljungen oder der den Equipagen voranlaufenden Sais mit lautem Ua! oder yeminak! d. h. deine rechte (nämlich: Seite nimm in Acht), oder schemalak! d. h. deine linke, oder riglak! d. h. dein Fuß — kurz es ist ein toller Karneval, der hier fast den ganzen Tag an uns vorüberwälzt, immer neue, ungewohnte Bilder bietend, und in dem immer wieder ich mich mit Genuß herumtreiben konnte.

Der Korso der eleganten Welt, sowohl der einheimischen wie der europäischen, war von jeher die Schubra-Allee, eine schnurgerade, breite, von großen Sykomoren und Lebbachbäumen beschattete Promenade. In der Nähe hiervon befinden sich auch eine Anzahl vicekönigl. Schlösser, Paläste und größere Regierungsgebäude. Hier schlug 1517 der osmanische Sultan Selim I. den letzten tscherkessischen Mameluken-Sultan Tuman-Bey und am 20. März siegte auf demselben Feld-Marschall Kleber mit 10,000 Franzosen über mehr als 50,000 Türken und Aegypter. Durchschneiden wir das Schlachtfeld in gerader Linie, so gelangen wir zu einem Vorort, Matarige mit Namen. In demselben befindet sich ein gut erhaltener Garten, Eigenthum noch heute der Ex-Kaiserin Eugenie, die ihn 1869 bei Gelegenheit ihrer Anwesenheit vom Khedive Ismael geschenkt erhielt. In diesem Garten steht nämlich der sogenannte Marienbaum, eine prächtige, breitästige Sykomore, in deren Schatten der Legende nach Maria mit dem Jesuskind auf der Flucht nach Aegypten gerastet haben soll.

Rings um Kairo herum, besonders auf der östlichen Seite, breiten sich große Trümmerfelder, wirkliche Todtenstädte aus. Wir sehen die Kalifen-, wir sehen die Mameluken-Gräber, und wir können stundenlang durch Straßen von Mausoleen wandern. Das ist hier am rechten Ufer des Nils der Boden, auf dem das alt-ägyptische Kimi stand, bis sich ihm gegenüber im sechsten Jahrhundert Kairo zu erheben begann. Die letzte Woche vor meiner Abreise starb in Kairo Mahmud Bey, ein Mitglied der El-Azhar-Moschee, der größten muhamedanischen Universität, der sich große Verdienste um die Lokalgeschichte Kairo's erwarb. Sein Begräbniß, ein großes und feierliches, mag zugleich zur Charakteristik der heutigen Todtenfeierlichkeiten in Aegypten dienen.

Kaum war der Genannte verschieden, so nahm man seinen Leichnam, wusch ihn in heißem Wasser ab und legte ihm die Sterbegewande an. Dann erschienen die männlichen Angehörigen seiner Verwandtschaft, die Marabitis, Ulemas, Mudirs und heulende und tanzende Derwische. Sie gruppirten sich um die Leiche, murmelten die dumpfen Todtengebete und begannen den Todtentanz. Ihre Augen rollten von Minute zu Minute unheimlicher, ihre Hände ballten sich und das aufgelöste Haar der Derwische flatterte in langen Strähnen durch die Luft. Mit dem Schaum der Epilepsie vor dem Munde brach einer nach dem andern ohnmächtig nieder. Da erschienen die Leichenträger, nahmen den Leichnam auf ihre Schultern und im Geschwindeschritt stürzten sie dem Friedhofe zu, während die bezahlten Klageweiber schreiend und jammernd der Bahre nacheilten. Auf dem Friedhofe angelangt, ward der Verstorbene der Erde übergeben. Dann gruppirten sich die Klageweiber um den Hügel, heulten in herzzerreißenden Tönen und nachdem sie die ihnen vorgeschriebene und gut bezahlte Stunde abgeheult, ließen sie sich am Grabe zu einem leckeren Male nieder. Sie rösteten sich Fleisch an Spießen, kochten sich Kaffee, spielten Würfel, scherzten und lachten. Kaum war diese Pause vorüber, so wurden sie plötzlich wieder vom unbändigsten Schmerze überfallen, sie weinten, stöhnten, warfen sich zur Erde und der Todtenkultus begann von Neuem.

Das sind moslimische Gebräuche! Wahrlich kein Balsam für gebrochene Herzen, nichts als kalte, poesielose Ceremonieen! (N. Y. Stsztg.)

*) Der ägyptisch-arabische Name für Kairo.

Eine Selbstanklage.

Ein merkwürdiger Fall beschäftigte in der letzten Zeit während mehrerer Tage die unter dem Vorsitze von Mr. Justice Watkim Williams abgehaltenen Assisen. Gegen einen gewissen Thomas Fury alias Wright, alias Henry Charles Cort, Matrose, 37 Jahre alt, war auf Grund seines eigenen Geständnisses die Anklage erhoben worden, eine jener Unglücklichen Klasse „Verlorener" angehörige Person zu Sunderland im Jahre 1869 ermordet zu haben. Der Angeklagte war nämlich im Jahre 1879 wegen eines anderweitigen Mordversuches schuldig befunden und zu einer fünfzehnjährigen Strafknechtschaft verurtheilt worden. Diese Strafe verbüßte er nun in dem Zellengefängnisse von Pentonville, nach dessen Plan bekanntlich eine große Zahl der auf dem Cellulärsystem beruhenden Strafanstalten des Kontinents erbaut worden sind. Hier bekannte er nun den von ihm angeblich im Jahre 1869 begangenen Mord. Von der Ansicht ausgehend, daß Selbstanklagen zu lebenslänglicher oder doch zu langwieriger Freiheitsstrafe verurtheilter Sträflinge, welche sich hierdurch wenigstens vorübergehend eine Erleichterung ihrer Lage zu verschaffen hoffen, eben nicht selten sind, war man anfänglich nicht geneigt, der Anklage Folge zu geben, zumal es zur Zeit an Beweisen fehlte, welche die schwere Selbstanklage zu unterstützen geeignet gewesen wären. Der Sträfling bestand jedoch auf seiner Anzeige, und so gelangte die Sache vor die Assisen zu Durham. Hier wurde der Angeklagte zunächst aufgerufen und befragt, ob er sich schuldig bekenne oder nicht. Im Falle des Schuldbekenntnisses (des Plaidirens auf Guilty) werden bekanntlich in England die Geschworenen entlassen und der Angeklagte seinem Geständnisse gemäß gerichtet. Umsomehr lassen es sich die englischen Richter mit der ihnen eigenen Gewissenhaftigkeit und Vorsicht angelegen sein, des Angeklagten Geständniß in einem solchen Falle zu kontrolliren, beziehungsweise denselben vor den Folgen seines Geständnisses zu warnen. Auch hier—trotz der schweren Bezichtigung — hatte der Angeklagte keinen Vertheidiger zur Seite. Wohl sah sich der Richter in dem Saale um, um an einen der etwa anwesenden Advokaten zu appelliren; es war jedoch keiner zu Stelle. Grund genug, daß Mr. Justice sich mit folgenden Worten an den Angeklagten wendete:

Angeklagter, wenn ich Sie recht verstanden habe, bekennen Sie sich schuldig?

Angekl.: So ist es, Mylord.

Mr. Justice: Verstehen Sie auch Sinn und Tragweite Ihrer Erklärung? Sie bekennen sich aus freiem Antriebe des schwersten Verbrechens, des Mordes, für schuldig.—Angekl.: Ich bin schuldig, Mylord.

Mr. Justice: Wissen Sie auch, welches die Folge dieses Ihres „Guilty" sein wird? — Angekl.: Ich weiß es, Mylord.

Mr. Justice: Ich bin gebunden, nach dem Gesetze Englands auf Grund Ihrer Erklärung ein Todesurtheil gegen Sie zu fällen, und keine Macht der Erde kann Sie dem bevorstehenden Henkertode entreißen. — Angekl.: Ich habe dieses Alles erwogen.

Mr. Justice: Nein unmöglich! Sie haben keinen rechtsgelehrten Beistand zur Seite. Ihr Vertheidiger würde Ihnen gewiß rathen, dieses unselige Geständniß zurückzunehmen und eine Entscheidung der Jury zu provoziren. Ich muß nunmehr, die Stelle Ihres Vertheidigers einnehmend, Sie bitten und Ihnen rathen, das Geständniß zurückzunehmen. Es ist möglich, daß Sie die schwere That verbrochen haben, das demnächstige Beweisverfahren wird dies klarstellen; aber sagen Sie mir vor allen Dingen, was hat Sie nach Ablauf von 13 Jahren zu dieser Selbstanklage bestimmt, zu einer Zeit, wo Sie die Folgen eines andern schweren Verbrechens büßen?—Angekl.: Mein Gewissen, Mylord. In der Stille und Einsamkeit meiner Zelle fand ich keine Ruhe, bis daß ich....

Mr. Justice: Ich begreife dies und erkenne es an. Es beweist, daß Sie, so tief gesunken Sie auch sein mögen, menschlicher Regungen nicht unfähig sind. Aber dennoch, ich bitte Sie, ersparen Sie mir vorläufig, Ihr Todesurtheil auszusprechen, lassen Sie die Jury noch einmal Ihre Angelegenheit prüfen! —Angekl.: Wenn Sie es so anordnen, Mylord!

Mr. Justice: Ich habe kein Recht, Ihre Erklärungen durch Zwang zu beeinflussen, allein ich rathe Ihnen wohlwollenderweise. Nicht wahr, Sie widerrufen Ihr Schuldig? Ich darf Nichtschuldig in das Protokoll eintragen lassen?—Angekl.: Gut denn, „not guilty" (nichtschuldig.)

Mr. Justice: So ist es das Beste. Und nun, weil Sie dem Rathe des Gerichts gefolgt sind, wird auch dieses nicht zulassen, daß Sie ohne Vertheidiger abgeurtheilt werden. Ich vertage die Sache auf morgen.

Am folgenden Tage fand die formelle Verhandlung statt. Mr. Milvain übernahm die Vertheidigung auf Ersuchen des Mr. Justice.

Der Angeklagte bewahrte während der Verhandlung die größte Fassung. Es schien ihm ordentlich ein Alp von der Brust genommen zu sein in der Sicherheit, daß das schwere Verbrechen seine entsprechende Sühne finden werde.

Durch die erhobenen Beweise wurde das Geständniß des Angeklagten bestätigt.

Die Jury erklärte ihn nach kurzer Berathung „schuldig."

Mr. Justice (die schwarze Mütze aufsetzend, das Zeichen, daß er ein Todesurtheil zu verkünden im Begriff stehe): „Angeklagter, die Verhandlung hat Ihre Selbstanklage bestätigt. Ohne letztere würde diese schwere Blutthat keine Sühne erhalten haben. Und dennoch, so sehr ich diesen Beweis Ihrer aufrichtigen Reue schätze, muß ich das Todesurtheil in seiner ganzen Strenge gegen Sie fällen und kann Angesichts der Größe des Verbrechens auch keinerlei Hoffnung machen, daß Sie eine Begnadigung zu erwarten haben. Trachten Sie in den wenigen Tagen, die Sie noch zu leben haben, Ihren Frieden mit Gott zu machen, wie Sie ihn mit der Welt gemacht haben!"

Mr. Justice verkündet hierauf das Todesurtheil in der herkömmlichen Form, der Angeklagte trägt dieselbe Ruhe, die er während der Verhandlung bewahrt hatte, zur Schau; ihm schien offenbar diese tragische Lösung und damit die Erlösung von einem verlorenen Leben willkommen.

Lethargie.

Aus Paris 27. Juli schreibt man: Am 12. Mai fand man auf einer Bank eines der freien Plätze eine ärmlich gekleidete, etwa 24 Jahre alte Frau, die in tiefem Schlummer lag und aus demselben nicht aufgerüttelt werden konnte. Man brachte sie auf einer Tragbahre in das Hospital Beaujon, wo alle Versuche, sie zum Bewußtsein zu bringen, ebenso vergeblich blieben. Da die Aerzte feststellten, daß die Schläferin sich etwa im dritten Monat der Schwangerschaft befand, mußte mit doppelter Vorsicht verfahren werden. Tage, Wochen, nun auch schon Monate vergingen, die Frau schlummerte ununterbrochen weiter, unbeweglich auf dem Rücken liegend, mit geschlossenem Auge und offenem Munde, durch welchen man ihr von Zeit zu Zeit Bouillon als Nahrung einführte. Der Fall erregt in ärztlichen Kreisen ein begreifliches Auf